

Wolf Graf von Baudissin 1907–1993

Wolf Graf von Baudissin
1907–1993

Modernisierer zwischen totalitärer
Herrschaft und freiheitlicher Ordnung

Herausgegeben im Auftrag des
Militärgeschichtlichen Forschungsamtes
von
Rudolf J. Schläffer und Wolfgang Schmidt

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Umschlagabbildung: Brigadegeneral Wolf Graf von Baudissin 1959,
Foto: M.A. Gräfin zu Dohna

Trotz sorgfältiger Nachforschungen konnten nicht alle Rechteinhaber ermittelt werden. Wir bitten gegebenenfalls um Mitteilung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2007 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Str. 145, D-81671 München
Internet: www.oldenbourg-verlag.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen. Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).

Satz: MGFA, Potsdam
Umschlaggestaltung: Maurice Woynoski, MGFA, Potsdam
Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe
Druckerei GmbH, München

ISBN 978-3-486-58283-3

Inhalt

Grußwort des Bundesministers der Verteidigung	VII
Vorwort	IX
Rudolf J. Schlaffer und Wolfgang Schmidt Einführung	1
Jürgen Förster Wolf Graf von Baudissin in Akademia, Reichswehr und Wehrmacht	17
Klaus Naumann Ein staatsbürgerlicher Aristokrat. Wolf Graf von Baudissin als Exponent der militärischen Elite	37
Angelika Dörfler-Dierken Baudissins Konzeption Innere Führung und lutherische Ethik	55
Horst Scheffler »Gott ist Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.« Baudissin und die evangelische Militärseelsorge	69
Eckart Hoffmann Frieden in Freiheit. Philosophische Grundmotive im politischen Denken von Wolf Graf von Baudissin	81
Dieter Krüger und Kerstin Wiese Zwischen Militärreform und Wehrpropaganda. Wolf Graf von Baudissin im Amt Blank	99
Kai Uwe Bormann Die Erziehung des Soldaten: Herzstück der Inneren Führung	111
Helmut R. Hammerich »Kerniger Kommiss« oder »Weiche Welle«? Baudissin und die kriegsnahe Ausbildung in der Bundeswehr	127

VI	<i>Inhalt</i>
Rudolf J. Schlaffer Die Innere Führung. Wolf Graf von Baudissins Anspruch und Wahrnehmung der Wirklichkeit	139
Frank Nögler Zur Ambivalenz der Atomwaffe im Blick auf Baudissins frühe Konzeption der Inneren Führung	151
Wolfgang Schmidt Die bildhafte Vermittlung des Staatsbürgers in Uniform in den Anfangsjahren der Bundeswehr	165
Rüdiger Wenzke Zur Sicht der NVA auf die »Innere Führung« der Bundeswehr	189
Claus Freiherr von Rosen Erfolg oder Scheitern der Inneren Führung aus Sicht von Wolf Graf von Baudissin	203
Anhang	
Lebenslauf	235
Personenregister	261
Die Autoren	265

Grußwort des Bundesministers der Verteidigung

Am 8. Mai 2007 wäre Generalleutnant a.D. Professor Wolf Graf von Baudissin 100 Jahre alt geworden. Wie kaum ein anderer aus der Gründergeneration der Bundeswehr steht er für die Konzeption der Inneren Führung und das ihr zugrunde liegende Leitbild des Staatsbürgers in Uniform. Die Konzeption geht davon aus, dass die Funktionsbedingungen einsatzfähiger Streitkräfte mit den freiheitlichen Prinzipien eines demokratischen Rechtsstaats in Einklang zu bringen sind. Dieser in den 50er Jahren entwickelte Anspruch ist gelebte Wirklichkeit geworden. Die Innere Führung gilt heute zu Recht als das Markenzeichen der Bundeswehr und als leitendes Prinzip für unsere Streitkräfte.

Eingedenk der moralischen und politischen Katastrophe von 1945 war die Bundeswehr als Reformarmee angetreten. An ihrem Gründungstag, dem 12. November 1955, stellte der erste Bundesminister für Verteidigung, Theodor Blank, diesen Neuanfang unter das Motto: »Aus den Trümmern des Alten wirklich etwas Neues wachsen zu lassen, das unserer veränderten sozialen, politischen und geistigen Situation gerecht wird«. Diese Grundorientierung hatten ehemalige Angehörige der Wehrmacht vorgezeichnet, als sie im Auftrag von Bundeskanzler Konrad Adenauer im Oktober 1950 im Eifelkloster Himmerod eine Denkschrift über die Aufstellung eines deutschen Kontingents im Rahmen einer übernationalen Streitmacht zur Verteidigung Westeuropas erarbeiteten. Die militärischen Experten wussten um die Rolle der Armee in der deutschen Geschichte. Auch deshalb knüpfte namentlich Graf Baudissin über die unmittelbare Vergangenheit als konkreten Reformanlass hinaus ideell auch an die preußische Heeresreform im Zuge der Freiheitskriege am Beginn des 19. Jahrhunderts an. Die preußische Heeresreform war Teil eines umfassenden Reformwerks, dessen Wirkungen bis heute im Bildungssystem, in den Rechtsgrundlagen und im Staatsverständnis unseres Landes zu finden sind. Die Vorstellung der Reformen um Scharnhorst, jeder Bürger eines Staates müsse zugleich dessen geborener Verteidiger sein, unterstreicht auch die staatsbürgerliche Legitimation der Wehrpflicht. Diese tief in unserem Selbstverständnis eines Rechtsstaates verwurzelte Grundlage ist bis heute prägend und bildet das Fundament der Traditionspflege in der Bundeswehr. So kam es denn auch nicht zufällig am 12. November 1955, dem 200. Geburtstag von General Gerhard von Scharnhorst, zur Übergabe der Ernennungsurkunden an die ersten Soldaten der Bundeswehr.

Schon seit längerem hatten Bundespräsident Theodor Heuss und der ehemalige Major a.D. Graf Baudissin auf die Tradition stiftende Rolle dieses preußischen Heeresreformers hingewiesen. Damals wie zu Beginn der fünfziger Jahre ging es darum, einen neuen Soldatentyp zu schaffen, der militärische und staatsbürgerliche Rollen zu vereinen verstand. Für Baudissin stand es außer Frage, dass »Streitkräfte in einer Demokratie, Streitkräfte in einem freiheitlichen Rechts- und Verfassungsstaat wesentlich anders aussehen müssen, als in obrigkeitsstaatlichen oder totalitären Systemen«, wie er im ersten Handbuch Innere Führung 1957 schreibt. Dem trug die innere Verfasstheit der Bundeswehr von Anbeginn an Rechnung.

Gesellschaftliche Integration, die Garantie der Grundrechte und die Gültigkeit rechtsstaatlicher Prinzipien für das militärische Handeln bestimmen ohne Abstriche an der Auftragserfüllung die Konzeption auch in Zukunft. Dieses Grundverständnis der Inneren Führung hat wesentlich dazu beigetragen, dass die Bundeswehr zu einem festen, selbstverständlichen Bestandteil der Gesellschaft und zu einem zuverlässigen Instrument einer umfassend angelegten, vorausschauenden Sicherheits- und Verteidigungspolitik unseres Landes geworden ist. Mit ihrer festen Bindung an die Werte des Grundgesetzes und der gleichzeitigen Möglichkeit zur Weiterentwicklung hat sich die Konzeption der Inneren Führung auch im Einsatz bewährt. Sie ist darüber hinaus der geeignete Rahmen, in dem sich der derzeitige Transformationsprozess vollziehen kann. Verantwortung, Motivation, Fürsorge, Auftragstaktik und Führen durch Vorbild bleiben auch zukünftig zentrale Begriffe des Führungsverständnisses der Bundeswehr.

Die Innere Führung steht für die Erkenntnis, dass sicherheitspolitische Handlungsfähigkeit ein erfolgreiches Zusammenwirken von Politik, Gesellschaft und Armee voraussetzt. Die Stärke der Bundeswehr beruht gerade auf dieser engen und bewährten Verankerung in der deutschen Gesellschaft. Wenn sich heute mehr als 20 Staaten an der Konzeption vom »Staatsbürger in Uniform« orientieren, so ist dies auch ein Beleg für die wegweisende Arbeit Graf Baudissins.

Ich danke dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt für diese Publikation, die der Erinnerung an Wolf Graf von Baudissin gewidmet ist. Die wissenschaftliche Aufarbeitung unserer Vergangenheit und ihre Einordnung in einen geschichtlichen Zusammenhang sind gleichermaßen unabdingbare Voraussetzungen für die Entwicklung bundeswehreigener Traditionen. Dazu leisten die Autoren dieses Bandes einen Beitrag.

Vorwort

»Zum ersten Mal haben mich aktive Soldaten links überholt«. So kommentierte Wolf Graf von Baudissin ein Thesenpapier, das ihm junge Offiziere 1969 im Rahmen eines Seminars an der Heeresoffizierschule II (Hamburg) vorgelegt hatten.

Es war erarbeitet worden für eine Diskussion mit jenem Generalleutnant a.D., dessen Schriften eben in einem Band mit dem programmatischen Titel »Soldat für den Frieden« publiziert worden waren. Graf Baudissin stand wie kaum ein anderer aus der Gründergeneration der Bundeswehr für die Konzeption der Inneren Führung mit ihrem Leitbild vom Staatsbürger in Uniform – jenes Reformmodell einer demokratieverträglichen Verankerung der neuen Streitkräfte in das politische System und ihrer darauf hin zu gestaltenden Binnenstruktur. Angesichts der bis 1945 höchst umstrittenen Rolle des Militärs in Deutschland als Verfassungsproblem und Belastung des sozialen Lebens war das ein gewaltiger Schritt, den zu gehen in der Aufbauphase der Bundeswehr und auch später keineswegs alle Willens oder in der Lage waren. In der am Ende der 60er Jahre auch in der Öffentlichkeit geführten hitzigen Debatte um den Wert der Inneren Führung prallten die Argumente vehement aufeinander. Den Anlass dazu lieferten internationale Krisen und gesellschaftliche Entwicklungen: Vietnam-Krieg, Studentenproteste und Außerparlamentarische Opposition. Hinzu kam, dass sich in der Bundeswehr Probleme wie die Starfighter-Krise und der Umgang mit Gewerkschaften und militärischer Tradition zugespitzt hatten. Die im Schlagwort von der »68er Generation« umschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen wirkten – wie könnte es bei einer Wehrpflichtarmee, die zudem für sich in Anspruch nahm, in die Gesellschaft integriert zu sein, anders sein – auch in die Streitkräfte hinein. Der damals allgemein in der Bundesrepublik mit Händen zu greifende Reformstau entlud sich angesichts der politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen innerhalb der Bundeswehr nun in einer heftigen Auseinandersetzung. Auf der einen Seite standen höchste militärische Vorgesetzte, die meinten, der Inneren Führung die Hauptschuld an der »inneren Not« der Streitkräfte geben zu müssen. Für manche »Traditionalisten« galt sie als »Maske«, die man zu Gunsten des entscheidenden Prinzips von Befehl und Gehorsam endlich abnehmen müsse. In der öffentlichen Wahrnehmung sahen dagegen nicht wenige die Gefahr einer Militarisierung der Gesellschaft am Horizont.

Vor diesem Hintergrund suchte eine Gruppe von jungen Offizieren, die man später als die »Leutnante 70« bezeichnete, das Gespräch mit dem

Grafen Baudissin. Auf Basis seiner Reformideen und in deutlichem Kontrast zu den »Traditionalisten« entwarfen sie in neun Thesen ein zeitgemäßes, fortschrittliches Berufsbild, das die politische Mitbestimmung hervorhob und traditionelle Rollenerwartungen an den Offizierberuf ablehnte. Sie forderten vor dem apokalyptischen Szenario des Kalten Krieges, der Offizier müsse einen Beitrag dazu leisten – wie es in einer These heißt –, den Frieden nicht nur zu erhalten, sondern auch mit zu gestalten. Baudissin bestärkte sie darin.

Wolf Graf Baudissin zählt neben General Johann Adolf Graf Kielmansegg und General Ulrich de Maizière zu den wichtigsten militärischen »Gründervätern« der Bundeswehr. Deshalb ist es für das Militärgeschichtliche Forschungsamt, das bereits vor wenigen Monaten eine Gedenkschrift über Graf Kielmansegg präsentiert hat, eine Verpflichtung, auch zum 100. Geburtstag von Wolf Graf Baudissin eine Publikation vorzulegen, die dem facettenreichen Wirken dieses bedeutenden deutschen Soldaten des 20. Jahrhunderts gewidmet ist. Dabei liegt dem Band ein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse zugrunde. Über den biographischen Blick auf den ehemaligen General und späteren Friedensforscher soll, unter Berücksichtigung der strukturellen Bedingungen, ein dichteres Bild des Entstehungshintergrundes und der Wirkung der Inneren Führung gezeichnet werden. Als militärkultureller Modernisierungsprozess verstanden, können im Angesicht der Geschichte von Gewalt, Diktatur und Krieg im 20. Jahrhundert damit aber auch die bis heute aktuellen Fragen nach den Bedingungen, Möglichkeiten und Tragweiten demokratischer Einhegung militärischer Gewalt beantwortet werden. Mit Blick auf den derzeitigen Transformationsprozess der Bundeswehr verstehen sich die Erkenntnisse dieses Buches zudem als ein Angebot, darüber die geistigen Grundlagen und historischen Entwicklungen unserer Streitkräfte nachvollziehen zu können.

Auch im Namen der beiden Herausgeber danke ich ganz herzlich den Autoren dieses Sammelbandes für ihre aufschlussreichen und tiefgründigen Analysen. Es war eine äußerst angenehme Kooperation. Wie immer schulden wir der Schriftleitung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes viel Lob für die perfekte Umsetzung. Ein besonderer Dank gilt hier der Lektorin, Rebecca Schaarschmidt (Berlin), für ihre engagierte und kompetente Unterstützung.

Weil sich die in einem weit gespannten historischen Zusammenhang stehende Konzeption der Inneren Führung, die fortdauernde Führungsphilosophie unserer Streitkräfte, gerade in der Transformation befindet, bin ich dem Bundesminister der Verteidigung, Dr. Franz Josef Jung, für sein Grußwort außerordentlich dankbar.

Dr. Hans Ehlert

Oberst und Amtschef des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes

Rudolf J. Schlaffer und Wolfgang Schmidt

Einführung

Am 30. Juni 1958 endete für Oberst Wolf Graf von Baudissin seine Zeit als Unterabteilungsleiter Innere Führung im Bonner Bundesministerium für Verteidigung. Bevor er den Dienst als Kommandeur einer Kampfgruppe in Göttingen antreten sollte, stand an jenem Tag noch eine »Abschiedstournee« an, wie er in seinem dienstlichen Tagebuch schrieb. Sie brachte ihn zu den wesentlichen Stationen bzw. zu einigen jener Menschen, mit denen seine Arbeit an der Konzeption der Inneren Führung als einer Führungsphilosophie für die zukünftigen Streitkräfte seit 1950 verbunden war. Die Tour begann beim katholischen Militärgeneralvikar Georg Werthmann und führte ihn dann zum evangelischen Militärbischof Hermann Kunst. Generalinspekteur Adolf Heusinger kam zum Frühstück. Bevor er den Inspekteur des Heeres aufsuchte, wurde er noch von Verteidigungsminister Franz Josef Strauß empfangen. Der Tag endete in einem stilvollen Abendessen im privaten Kreis mit den Angehörigen seiner Unterabteilung und weiteren Weggefährten im Bonner Hotel Königshof. In diesem Zusammenhang bemerkte Baudissin im Tagebuch, es sei »ein besserer Witz, dass unter uns die Pappritz verabschiedet wird mit einer Reihe von Uniformen, während hier oben wir in schlichtem Zivil stehen«. Gemeint war die zuweilen irrtümlich als Gräfin geführte Erica Pappritz, jene stellvertretende Protokollchefin im Auswärtigen Amt, die als Grande Dame der sich in den fünfziger Jahren entwickelnden bundesrepublikanischen Etikette galt. Sie ging an jenem Sommertag im Jahre 1958 in den Ruhestand. Die Frage nach der Bedeutung von Uniformen im öffentlichen wie privaten Leben der Bundesrepublik bezeichnete nun keineswegs etwas Marginales in jener Zeit. Vielmehr weist die damals auch öffentlich geführte Debatte um das vormalige »Ehrenkleid der Nation«, ehemals sichtbarer Ausdruck sozialer und rechtlicher Exklusivität ihrer Träger, auf Strukturen hin, die so gar nicht zu den demokratischen Bedingungen der jungen Republik zu passen schienen. Jedenfalls kann dieser auf den ersten Blick etwas kuriose Vermerk als kritische Beobachtung Baudissins zu den in der Gesellschaft auf vielen Gebieten damals miteinander ringenden restaurativen und fortschrittlichen Kräften gelesen werden.

Es war gewiss nicht der erste und letzte Abschied, den Wolf Graf von Baudissin während seiner Soldatenlaufbahn erlebte. Sie währte mit verschiedenen Zäsuren aus ganz unterschiedlichen Gründen von 1926 bis

1967. Dabei mögen andere Verabschiedungen durchaus glanzvoller gewesen sein, etwa bei seinen Verwendungen in höchsten Stäben der NATO in Frankreich. Oder gar anlässlich seines Ausscheidens aus dem aktiven Dienst, als ihm Verteidigungsminister Gerhard Schröder das vom Bundespräsidenten verliehene Große Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland aushändigte. Auf den für Angehörige seines Dienstgrades üblichen großen Zapfenstreich verzichtete er als Gegner militärischer Zeremonie im Übrigen! Er bevorzugte eine Verabschiedung an der Schule für Innere Führung in Koblenz. Doch schon die Worte, die Militärbischof Kunst dem Grafen am Morgen des 30. Juni 1958 mit auf den Weg gab, zeugen von dem enormen Gewicht, welches dem damaligen Unterabteilungsleiter im Bonner Verteidigungsministerium – einer unter 49 – bereits von den Zeitgenossen zugemessen worden ist. Der bekannte Journalist Walter Henkels hatte schon 1954 bemerkt, Baudissin sei zweifellos eine der interessantesten Figuren unter den Persönlichkeiten um Theodor Blank herum, die an einem Neuanfang westdeutscher Streitkräfte arbeiteten. Kunst zufolge habe Baudissin insoweit Erstaunliches geschaffen, als es an keiner anderen Stelle des öffentlichen Lebens gelungen sei, »das Geistige« so durchzusetzen bzw. so in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu rücken. Gemeint war damit das vielschichtige philosophische, politische und militärische Denken von Baudissin. Mithin wichtige Voraussetzungen, unter den Bedingungen einer freiheitlichen und rechtsstaatlichen Ordnung neue ethische und moralische Prinzipien für das innere Gefüge der westdeutschen Streitkräfte zu entwickeln.

Es war jener Abschiedsrunde am Abend des 30. Juni 1958 wohl durchaus bewusst, gemeinsam ein wesentliches Stück deutscher Militärgeschichte geschrieben zu haben. Nach »all dem Versagen der letzten Jahre« Entscheidendes für den Wiederaufbau der Bundeswehr getan zu haben, wie sich einer der Redner äußerte. Wenig verklausuliert war damit der absolute Tiefpunkt des deutschen Militärs gemeint, loyaler Erfüllungsgehilfe im rassenideologischen Krieg des Nationalsozialismus gewesen zu sein. Jedenfalls prognostizierte der erste Kommandeur der Schule für Innere Führung, Artur Weber, wenn einmal die Geschichte des Aufbaus der Bundeswehr etwa im Jahr 2000 verfasst würde, dann könnte man Baudissin nicht übergehen. Wie die zahllosen Artikel, Aufsätze und Bücher belegen, die Wolf Graf von Baudissin und die von ihm bestimmte Philosophie der Inneren Führung in den Blick nehmen, geschah solches weder vorher noch später nicht – sei es aus kritischer, bisweilen ablehnender Distanz, sei es aus zustimmender Nähe. Ob der Politikwissenschaftler und Historiker Wilfried von Bredow jene Prophezeiung von 1958 ebenfalls kannte, wissen wir nicht. Tatsächlich aber verortete dieser kritische, gleichwohl wichtige publizistisch-wissenschaftliche Begleiter der Bundeswehr im Allgemeinen und der demokratischen Kontrolle von Streitkräften im Besonderen die Innere Führung genau im Jahr 2000 in jenem zentralen politischen Prozess, der die Entwicklung der Bundes-

republik Deutschland seit 1949 bestimmt hat. Unter den Bedingungen des sich zum Kalten Krieg ausweitenden Ost-West-Konflikts war die freiheitliche Grundordnung dem westdeutschen Teilstaat partiell von außen übergestülpt worden, ohne die Leistungen der ersten demokratischen Politikergeneration in den Kommunen, Ländern und bei der Gründung politischer Parteien gering zu veranschlagen. Nun galt es, die demokratischen Werte, Normen und Institutionen innerlich zu akzeptieren. Gleichzeitig aber stand die politisch wie ökonomisch noch ungefestigte Republik vor der Aufgabe, dass die Allianzpartner einen militärischen Beitrag zur Verstärkung der westlichen Verteidigung einforderten; und dies gerade vor dem Hintergrund der historischen Belastungen und fürchterlichen Folgen des Zweiten Weltkrieges, mit denen die deutschen Streitkräfte behaftet waren. Die Bändigung der bewaffneten Macht durch ein demokratisches Regelwerk war der eine Teil der Antwort des Staates darauf, Streitkräfte zukünftig nicht mehr zu einer Last oder gar Gefährdung der politischen wie sozialen Ordnung werden zu lassen, die sich nach 1945 immer rascher entfernte von militaristischer Formierung hin zu ökonomischer Prosperität und pluralistischer Vielfalt.

Dem entsprach das in die neue Armee hinein gerichtete Konzept der Inneren Führung mit dem Staatsbürger in Uniform als seinem Leitbild. Dessen geistiger Vater Baudissin und seine inner- wie außermilitärischen Mitstreiter verstanden darunter ein Integrationsmodell mit einer zweifachen, komplementär sich verstärkenden Wirkung. Indem der Staatsbürger in Uniform ein freier Mensch, vollwertiger Staatsbürger und guter Soldat sein sollte, zielten sie ab auf die Kriegstüchtigkeit jedes einzelnen Soldaten und der Armee insgesamt sowie auf die weitere Demokratisierung der Gesellschaft. Voraussetzung dafür aber war, die demokratische Lebensform und rechtsstaatliche Ordnung soweit es nur ging mit der militärischen Organisation und ihren spezifischen Aufgaben zu verschmelzen. In der Rückschau auch über das Jahr 2000 hinaus und im Wissen um die längst bewiesene praktische Relevanz der im Konzept der Inneren Führung abgefassten Grundsätze der Menschenführung und Normen für den internen Alltagsbetrieb – trotz der immer wieder angehäuften Stolpersteine – zählt dieses geistige Fundament der Bundeswehr zu den kreativsten und innovativsten politischen Neuerungen, die während der fünfziger Jahre in der Bundesrepublik geschaffen worden sind. Trotzdem gab es Bögen zur Vergangenheit, die abhängig waren von den personalen Kontinuitäten zur und den politisch-ideologischen Aufladungen in der nationalsozialistischen Wehrmacht. Andererseits braucht dieser demokratiekompatible zivil-militärische Ausgleich als diametraler Unterschied zur Zeit vor 1945 keineswegs den Vergleich mit der Sozialen Marktwirtschaft zu scheuen. Jenes andere richtungweisende Konzept in der Entwicklungsgeschichte Westdeutschlands, dessen gedankliche Spuren ebenfalls weiter zurück reichen, welches ungeachtet dessen aber höchst erfolgreich das bundesrepublikanische »Wirtschaftswunder« in Gang brachte und zugleich die bislang in der deutschen Geschichte bestehen-

den ökonomischen Interessengegensätze zwischen Arbeitern und Unternehmern ausglich und somit ganz entscheidend zum sozialen Frieden beitrug.

Man möchte nun meinen, dass ein solches Urteil eine hinreichende Begründung sei, sich des 1993 verstorbenen Wolf Graf von Baudissin und seiner Verdienste um die Innere Führung als einem leitenden Prinzip der Bundeswehr (Weißbuch zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr 2006) im Jahr seines 100. Geburtstages zu erinnern. Zumal sich die Streitkräfte der Bundesrepublik im fünfzigsten Jahr ihres Bestehens im erklärtermaßen tiefsten Umwälzungsprozess seit ihrer Aufstellung befinden. Wie die öffentlichen Verlautbarungen von politischer Leitung und militärischer Führung der Bundeswehr seit geraumer Zeit aufzeigen, scheint es im Lichte weltweiter Herausforderungen im 21. Jahrhundert keine Alternativen zu einer einsatzorientierten Neuausrichtung der Bundeswehr zu geben und aus diesem Grund wird über die Innere Führung und ihre geistigen Grundlagen heute wieder verstärkt diskutiert. Ob die unter den aktuellen sicherheitspolitischen Gegebenheiten aufmerksam betrachteten Grundlagen und Normen des soldatischen Handelns freilich einer Aktualisierung bedürfen, kann hier nicht entschieden werden. Fest steht allerdings, dass diese Konzeption bei ihrer Begründung vor über einem halben Jahrhundert unter den Rahmenbedingungen einer demokratischen Ordnung auf eine pluralistische Gesellschaft mit ihren tendenziellen Wandlungspotentialen hin ausgerichtet wurde.

Im Begriff des Wandels stecken aber genau jene Aspekte, die aus historischer Perspektive eine Auseinandersetzung mit der Biographie von Wolf Graf von Baudissin begründen. Innerhalb seiner Lebensspanne haben sich die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bedingungen extrem und nachhaltig verändert; darin eingebettet auch die militärischen Verhältnisse wenigstens in der Bundesrepublik. Die politische Ordnung war am Anfang des 20. Jahrhunderts nicht nur in Deutschland sondern in weiten Teilen Europas bestimmt von einem monarchischen System, dessen Prägestärke Jahrhunderte zurück reichte. Freilich passte die sich darauf beziehende, auf feudaler Grundlage ruhende soziale Ordnung kaum mehr zu den tatsächlichen Verhältnissen der Zeit. Mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert hatten sich ökonomisch bestimmte gesellschaftliche Klassen gebildet, die nach politischer Partizipation drängten. Mehrere Modelle standen in partieller Konkurrenz aber auch Kongruenz zueinander. Zwei besonders extreme seien genannt, weil sie als wesentliche Strömungsgrößen den Verlauf des 20. Jahrhunderts mitbestimmten. Zum einen das liberal-kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell, wie es in den Vereinigten Staaten von Amerika existierte. Zum anderen eine dirigistische Staatswirtschaft unter den Bedingungen sozialistisch-kommunistischer Sozialutopien, in der Sowjetunion seit den 1920er Jahren exekutiert innerhalb einer totalitären Staatsorganisation. Einen für die

Einordnung der Eckwerte von Biographie und Wirksamkeit Baudissins dritten wichtigen Problemkomplex stellt der Nationalismus dar. Jene politische Strömung, die in ihrer übersteigerten Form des völkischen Nationalismus, gepaart mit wirtschaftlichem Expansionsdrang, militaristischen Formen und Feindbildprojektionen im ausgehenden 19. Jahrhundert ein Klima in Europa entstehen ließ, in dem der Friede zunehmend als Einschränkung empfunden wurde. Aus dem ob solcher Gegensätze seit 1914 geführten Ersten Weltkrieg und seinen revolutionären Erschütterungen ging Deutschland 1918 zwar als eine parlamentarische Demokratie hervor. Die kaum als Friedensordnung tragenden Beschränkungen im Vertrag von Versailles, wirtschaftliche Krisen und gegensätzliche, radikale Vorstellungen von der politischen Gestaltung Deutschlands im Inneren bedrohten jedoch die demokratische Ordnung der Weimarer Republik. Dabei erlebte das Land in avantgardistischen Formen eine Blütezeit in Kunst und Kultur, die bildhaft einer neuen, modernen und international orientierten Gesellschaft Ausdruck zu verleihen schien. Tatsächlich aber bestimmten spätestens seit den dreißiger Jahren zwei Zivilisationsmodelle, wie sie gegensätzlicher kaum sein konnten, die Geschicke Europas und der Welt. Westliche Demokratievorstellungen mit ihrem bürgerlichen, auf die Freiheit des Individuums weisenden Bezugspunkt hatten sich totalitärer Sozialutopien zu erwehren, die überdies in ihrer faschistisch-nationalsozialistischen bzw. kommunistischen Ausprägung in Todfeindschaft zueinander standen. Beiden totalitären Phänomenen gemeinsam war bei aller Spezifik der hohe Grad ideologischer Mobilisierung ihrer Gefolgschaft und die hohe Gewaltbereitschaft unter Aufbietung enormer militärischer Mittel, mit der sie versuchten, ihre Ziele nach innen wie nach außen durchzusetzen. Beide Regime trachteten nach Unterwerfung sämtlicher Bereiche menschlicher Werte und aller Güter unter die Staatsziele, um sich die Staatsbürger als »(Volks)genossen« unterzuordnen oder für ihre Ziele einzuspannen. Zudem beanspruchte jede Diktatur für sich, der eigentliche Exponent einer sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Moderne zu sein und damit eine abschließende Antwort auf Fragen nach heilsbringenden Fortschrittsprojektionen zu liefern. Zwar brach das imperiale Geltungsbestreben des nationalsozialistischen Deutschland am Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 zusammen. Allein, die dann nach einem kurzen Intermezzo interessengeleiteter Zusammenarbeit erneut ausgebrochene unversöhnliche Gegnerschaft des demokratisch-westlichen mit dem totalitär-kommunistischen System mündete in einen jahrzehntelangen globalen Konflikt, gefasst in den Begriff vom Kalten Krieg. Zugespitzt auf Mitteleuropa lief dessen Trennlinie geradewegs durch Deutschland, das seit 1949 in zwei Teilstaaten gespalten war. Deren Bezugspunkte und Transmissionsriemen waren überwiegend in Moskau bzw. in Washington fixiert. Das galt auch für die jeweiligen Gesellschaften, die sich mit zunehmender Dauer des Ost-West-Konflikts immer deutlicher auseinander bewegten.

Zweifellos markierten das Ende des Zweiten Weltkrieges und der beginnende Kalte Krieg einen Epocheneinschnitt. Zugleich lieferte dieser vielen Zeitgenossen auch eine Trennfolie für das eigene Leben und Handeln. Damit war aber keineswegs ausgeschlossen, dass Kontinuität und Neubeginn nicht zwei Seiten einer Medaille darstellen konnten. Für die Bundesrepublik jedenfalls hat die historische Forschung in der Formulierung von der »Modernisierung im Wiederaufbau« eine auf Neuanfang und Wiederherstellung bezogene Parallelität ihrer Verlaufsgeschichte herausgearbeitet. Beschränkt man die Perspektive zunächst auf die politische Ordnung, so konnte man nach 1945 in Deutschland nur auf die kurze, gebrochene Demokratieerfahrung der Weimarer Republik zurückgreifen; dem stand eine lange Phase obrigkeitstaatlicher Tradition gegenüber. Und auch die von den westlichen Siegermächten bewirkte Pfropfung des parlamentarisch-demokratischen Systems konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass zwar ein neuer Staat, aber noch keineswegs durchgängig ein neues Volk entstanden war. Belastet etwa durch den hohen Mobilisierungs- und Verstrickungsgrad der Bevölkerung im Nationalsozialismus, vormals stark auf das Kollektive ausgerichtete Lebensformen und eine teilweise Kontinuität der Eliten, konnte sich eine demokratische Kultur in der Bundesrepublik nur schrittweise entwickeln. Formen demokratischer Partizipation und Konfliktlösungen anzunehmen und zu praktizieren sowie individuelle Lebensentwürfe mit ihren Freiräumen zu akzeptieren und zu tolerieren, war ein großes Verlangen von den Menschen bei der inneren Demokratisierung. In dem Maße, wie sich die in Eliten und Teilgesellschaften vorhandenen Wahrnehmungsmuster und handlungsleitenden Dispositionsstrukturen in den ersten drei Jahrzehnten bundesrepublikanischer Geschichte in Richtung auf Partizipation und Pluralismus hin orientierten, wurden Vorstellungen einer autoritären, hierarchischen und nationalen Staatszentriertheit sukzessive abgebaut. In dieser Deutungsperspektive wird politische und gesellschaftliche Pluralität zum Maßstab eines modernen Gemeinwesens, dessen Wandel sich durch technische Modernisierungen zudem immer schneller vollzog, so dass ein bislang nicht gekannter hoher Lebensstandard das Verhalten der Menschen vielfältig veränderte. Nicht vergessen werden darf bei diesem gemeinhin mit »Verwestlichung« umschriebenen Prozess jedoch die Überwölbung durch jene Faktoren, welche den Kalten Krieg mitbestimmten. Allen voran die Nuklearisierung von Militärstrategie und Streitkräften, die im Falle des Scheiterns sicherheitspolitischer Mechanismen das Gespenst totaler Vernichtung heraufbeschwor. Obwohl diese Bedingungen eine jahrzehntelange Phase scheinbar friedlicher Entwicklung ermöglichten, jedenfalls in weiten Teilen Europas, und das Gefährdungspotenzial zeitweise aus dem gesellschaftlichen Blickfeld geraten ließen, konnte die Blockkonfrontation erst nach den friedlichen Umwälzungen in Ost- und Mitteleuropa ab 1989/90 überwunden werden.

Wenn es denn aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive einer Begründung bedürfte, sich Wolf Graf von Baudissin anzunähern, so erlaubt

gerade die moderne biographische Methode mit ihren Ansätzen aus der Politik-, Institutionen-, Sozial-, Mentalitäts- und Kulturgeschichte und ihrer Verbindung des Individuellen mit dem Allgemeinen einen Erkenntnismehrwert. Dieser liegt im vorliegenden Fall zunächst einmal darin, das historische Bedingungsgefüge und das Ausmaß der Modernität jener mit dem Namen Baudissin untrennbar verbundenen Führungsphilosophie der Inneren Führung der Bundeswehr breiter auszuleuchten, als bislang geschehen und den Einfluss Baudissins auf diese Konzeption zu untersuchen. Das kann aber nur gelingen, wenn die Möglichkeiten und Grenzen selbstverantwortlichen individuellen Handelns im historisch-strukturellen Kontext und der Grad ihrer wechselseitigen Beeinflussung vermessen werden. Somit sollen hier weniger die Strukturgeschichte und die Personengeschichten gegenübergestellt werden. Es sollen vielmehr über die Frage nach der Intensität wechselseitiger Beeinflussung Antworten auf eben jenen militärkulturellen Modernisierungsprozess gesucht werden, welcher mit Innerer Führung in einen prononcierten Begriff gegossen worden ist. Darüber hinaus aber liefert ein solcher Untersuchungsansatz im Angesicht der Bedeutung von Gewalt, Diktaturen und Krieg in der Geschichte des 20. Jahrhunderts im Allgemeinen und der deutschen Geschichte im Besonderen einen Lackmустest für sehr viel grundsätzlichere Fragen nach Bedingungen, Möglichkeiten und Tragweiten demokratischer Einhegung militärischer Gewalt. Mithin ein Gradmesser auch für die innere Beschaffenheit einer Gesellschaft. Dabei keineswegs nur verstanden als eine historische Reminiszenz, betreffen solche Akzente etwa unter dem Stichwort vom Kampf gegen den internationalen Terrorismus doch auch gegenwärtige Phänomene im 21. Jahrhundert.

Jürgen Förster bietet den ersten, notwendigen Rückgriff auf Baudissins Herkunft, Erziehung, Karriere und Mentalität sowie das soziale, politische und militärische Umfeld vor 1945. Der im Blick auf die spröde Quellenlage auch gruppenbiographisch angelegte Zugang erweist sich deshalb als besonders wertvoll, weil Baudissin als Exponent einer Offiziergeneration skizziert wird, deren Weltbild einerseits noch sehr von traditionellen, nationalkonservativen politischen wie militärischen Wertvorstellungen geprägt war. Andererseits kommt deutlich zum Ausdruck, welche Bedeutung die »weltanschauliche Erziehung« auf dem Weg zu einer »nationalsozialistischen Volksarmee« im Denken jener jungen Generalstabsoffiziere der späten 30er und frühen 40er Jahre einnahm. Zusammen mit Baudissin traten später einige von ihnen in der Bundeswehr als Motoren der Inneren Führung in Erscheinung. Dazwischen lag freilich das Ende des NS-Staates, womit zahlreiche Lebensverläufe im Allgemeinen und die des Offiziers im Speziellen zunächst endeten. Jedenfalls zwang die Situation fast jeden zu einer grundsätzlichen Änderung der eigenen Planungen und nötigte zu Arrangements mit den neuen Perspektiven. Das mochte wie im Falle Baudissins und anderer die auch schriftliche, kritische Reflektion des Vergangenen sein. Oder die Hinwen-

dung zu künstlerisch-schöpferischer Tätigkeit: Baudissin erlernte das Töpferhandwerk von seiner Frau, eine den Vertretern der gemäßigten klassischen Moderne zuzurechnende Bildhauerin.

Im Wissen um eine generelle Elitenkontinuität über das Jahr 1945 hinaus sind die Sondierungen von *Klaus Naumann* von besonderem Reiz. Ihm erscheint Baudissin nicht, wie so mancher aus dessen Vorgängergeneration, als ein Vertreter jener dahingegangenen Militärelite, die sich in rückwärts orientierten Zirkeln beständig ihrer einstigen Bedeutung versicherte und mit ihren apologetischen Memoiren an der Legendenbildung einer »sauberen« Wehrmacht strickte. Vielmehr zeichnet sich ihm aus den spärlichen biographischen Selbstzeugnissen das Bild eines preußisch-protestantischen Aristokraten, der die überkommenen Adelsvorrechte nicht als private Privilegien, sondern unter den Bedingungen der neuen Zeitläufte als Verpflichtung zu öffentlicher Tätigkeit begriff. Das war der Boden, auf dem sich bei ihm ein demokratieverträglicher Konservatismus entwickeln konnte, der ihn die mit den Modernisierungsprozessen einhergehenden Veränderungen der gesellschaftlichen Lebensbedingungen positiv bewerten ließ. Individualität, Konsum, Mobilität und soziale Nivellierung galten nun keineswegs mehr als Verfallserscheinungen der abendländischen Kultur, sondern als Faktoren von neuen Lebenschancen, Selbstbestimmung und Freiheitsgewinn. Kategorien, die sich als konstitutiv auch für die Innere Führung der Streitkräfte erweisen sollten.

Den »konservativen Revolutionär«, als der er späterhin gerne bezeichnet wurde, bestimmten in seinem Denken und Handeln nun aber keineswegs nur die sozialen Transformationen der Zeit. Selbst wenn er neben anderen Generalen in den 60er Jahren durch seinen Eintritt in die Gewerkschaft ÖTV (1966) und dann in die SPD (1968) nach Herkunft und Berufsgruppenzugehörigkeit ein bemerkenswertes Zeichen setzte. Baudissin war ein Christ lutherischer Prägung. In seinen späten Jahren gab er als Beweggrund für sein Handeln an, immer nur versucht zu haben, ein guter Christ zu sein. Das war gewiss nicht frömmlicher gemeint. Es bezog sich vielmehr auf christlich-abendländische Werte, wie sie sich in den Begriffen von Frieden, Freiheit und Menschenwürde auch im Grundgesetz als dem säkularen Ordnungsgerüst des Staates spiegeln. Indem *Angelika Dörfler-Dierken* diese bislang weitgehend unbeachtete ethisch-theologische Dimension in den Blick nimmt, schärft sie zum einen die Perspektive, die innere Verfasstheit der Bundeswehr nicht ausschließlich innerhalb säkularer verfassungsrechtlicher Bezugspunkte zu verorten. Darüber hinaus verweist die lutherische Dimension auf eine in den 50er Jahren in zweifacher Richtung höchst lebhaft geführte politische Diskussion. Das Bemühen Baudissins auch um eine religiöse Fundierung des Streitkräfteaufbaus stand nämlich durchaus konträr zu den Vorstellungen zahlreicher evangelischer Christen, welche eine als »Remilitarisierung« bezeichnete Bewaffnung auch als einen Akt für notwendig erachteter Verteidigung kategorisch ablehnten. Zum anderen kann über die Teilhabe eines lutherischen Christen wie Baudissin am Konzept demo-

kratiekompatibler Verankerung der Streitkräfte jene These etwas revidiert werden, wonach der durch widerstreitende Interessen bei der Wiederbewaffnung innerlich gelähmte Protestantismus keinen gestaltenden Anteil am Wehraufbau der Bundesrepublik gehabt hätte.

Ganz konkret spricht *Horst Scheffler* dazu die Rolle Baudissins bei der Ausgestaltung des Militärseelsorge an. Die darüber seit 1950 geführten Verhandlungen mündeten 1957 in einen mit der Evangelischen Kirche in Deutschland geschlossenen Militärseelsorgevertrag. Dessen Bedingung einer der Bundeswehr angepassten Form kirchlicher Gruppenseelsorge leitete sich ab aus dem Grundrecht auf Glaubens- und Bekenntnisfreiheit. Baudissin galt in der Verhandlungsphase im Amt Blank nicht nur als der »treffliche Verbindungsmann« des evangelischen Verhandlungsbeauftragten, Prälat Hermann Kunst. Deutlich erkennbar ist auch seine Federführung bei der Abfassung der Zentralen Dienstvorschrift »Lebenskundlicher Unterricht«. Nicht die soldatischen Tugenden gerieten zu den Zielsetzungen des von den Kirchen verantworteten und von den Militärpfarrern erteilten Lebenskundlichen Unterrichts. Vielmehr sollte die Unterrichtung über das vom Christentum geprägte Menschenbild im Grundgesetz und den davon abgeleiteten zivilen, demokratischen Werten mit dazu beitragen, einen Rückfall in überholte militärische Traditionen zu verhindern.

Der christliche Glaube bildete aber nur die eine Seite von Baudissins ethischem Fundament. *Eckart Hoffmann* weist darauf hin, dass die philosophische Dimension des staatsbürgerlichen Humanismus im Koordinatensystem eines Immanuel Kant mindestens ebenso bedeutsam für Baudissins Handlungsorientierung und Haltung gewesen ist. Darüber hinaus kann er belegen, wann und wie jener sich mit den in diesem Kontext stehenden Kategorien von Krieg, Frieden und Freiheit auseinandergesetzt hat. Es war dies die Zeit der Kriegsgefangenschaft in Australien, von ihm selbst als »Gewächshausdasein« bezeichnet. Dort las er Werke politischer Philosophen wie Machiavelli und Clausewitz und hat auch über den Zugang zu ihm bislang verschlossener angelsächsischer Literatur augenscheinlich wesentliche Impulse für sein späteres politisches wie militärisches Denken erhalten. Noch während der Gefangenschaft zog Baudissin in einem Memorandum den Schluss einer zukünftigen Bindung Deutschlands an das westliche, demokratische Modell. Vom Prozess her nicht unähnlich jenem anderen, eine Generation älteren Generalstabsoffizier, Adolf Heusinger, der ebenfalls in der Kriegsgefangenschaft die unmittelbare politische wie militärische Vergangenheit bilanzierte. Weniger visionär denn pragmatisch orientiert, wurde dieser als ehemaliger Chef der Operationsabteilung im Generalstab des Heeres über mehrere Jahre hinweg in unmittelbarer Nähe Hitlers arbeitende Offizier später der erste Generalinspekteur der Bundeswehr. Hier sollte er kritischer Mentor von, aber ebenso partieller Gegenpol zu Baudissin sein.

Auch auf diesen Beziehungskosmos lenken *Dieter Krüger* und *Kerstin Wiese* den Blick, wenn sie die Überlegungen zur Ausgestaltung eines

westdeutschen Militärbeitrags in den Jahren 1950 bis 1955 skizzieren. Und zwar innerhalb der »Dienststelle des Beauftragten des Bundeskanzler für die mit der Vermehrung der alliierten Streitkräfte zusammenhängenden Fragen«, so die offizielle (Tarn)bezeichnung der nach ihrem Leiter Theodor Blank kurz »Amt Blank« genannten Aufbauorganisation der neuen Streitkräfte. Dieser organisationsgeschichtliche Zugang ist wichtig, weil sich nur über die Zusammenschau der personellen Sympathien und Antipathien mit den administrativen Gegebenheiten die Intensität und der Grad des Für und Wider bei der Streitkräfte-reform ermitteln lassen. Hier wird deutlich, wie individuelles Handeln an die Grenzen struktureller Machbarkeit stieß. Der in innerbetriebliche Mechanismen verpackte Kampf von Traditionalisten versus Militärreformern erbrachte Baudissin als Vertreter letzterer Gruppe das Verdikt seiner Antipoden, ein »Traumtänzer und Vortragsjodler« zu sein. Wenn man darunter verstehen will, dass zur Verdeutlichung des Neuen und zur Gewinnung von Partnern innerhalb einer sich gerade von kollektiven zu pluralistischen Formen transformierenden, wenigstens militärkritischen Gesellschaft auch das öffentliche Werben dazu gehört, dann mag »Vortragsjodler« eher humoristisch Baudissins Engagement auf diesem Feld umreißen. Zumal der Vortrag als eine Form der Kommunikation eine wichtige pädagogische Bedeutung hat.

Genau das, die Erziehung des Soldaten unter den Voraussetzungen freiheitlicher Normen bezeichnet *Kai Uwe Bormann* dann auch als das »Herzstück der Inneren Führung«. Konsequenterweise basierte Baudissins pädagogisches Modell dabei nicht mehr auf einer absoluten Über- und Unterordnung, sondern folgte einem Integrationsgedanken um des gemeinsam von allen Soldaten zu erreichenden Zieles willen. Trotz Rückbindung an den pädagogisch-wissenschaftlichen Diskurs der Zeit entsprachen die Realitäten auch in der damaligen Gesellschaft aber noch keineswegs überall einem solchen Ideal. War Baudissin mithin tatsächlich ein Traumtänzer? Wenn als Gradmesser die von den Reformkritikern beständig vorgebrachte Behauptung herangezogen werden soll, die Integration in die Gesellschaft werde höher veranschlagt als der Kampfwert des Soldaten, dann kann *Helmut R. Hammerich* dieses Vorurteil nachdrücklich zurückweisen. Einmal, indem er das organisatorische Vermögen und taktische Geschick Baudissins als Kommandeur einer Brigade aufzeigt. Gerade er verlangte stets eine wirklichkeitsnahe, harte Ausbildung, weil der kriegstüchtige Soldat immer im Zentrum seiner Überlegungen stand. Seine Kritiker, die ihm eine »weiche Welle« unterstellten, strafte er insoweit Lügen, als er diese Härte auch in seiner persönlichen Dienstauffassung vorlebte. Wozu im Übrigen keineswegs alle seiner »ostkriegserfahrenen« Kompaniechefs und Bataillonskommandeure bereit waren! Sein Ziel war aber nicht die Härte um der Härte willen, sondern eine kriegsnahe Ausbildung aus Einsicht in die für notwendig erachteten militärischen Aufgaben. Im Ergebnis steigerte er so den militärischen Wert seiner Brigade erheblich. Zum anderen gab Baudissin mit seinem

Beispiel und in Rückbindung an das der Inneren Führung hinterlegte Integrationsmodell dem Prinzip von Befehl und Gehorsam einen tiefen Sinn. Wer zwischen Innerer Führung und Einsatzbereitschaft einen Widerspruch zu sehen glaubte, gehe an der Realität vorbei. Das gelte, so das Fazit vom Autor, unvermindert auch in heutigen »Einsatzszenarien«.

Wie stand es aber um die Innere Führung in der Truppe? Waren damals alle bereit und in der Lage, den modernen Ansatz überhaupt anzunehmen und ihren Dienst danach auszurichten? Wenigstens für die bis zum Ende der 60er Jahre reichende Aufbauphase der Bundeswehr zeichnet *Rudolf J. Schlaffer* dazu ein äußerst durchwachsenes Bild. Indem er auf die zuweilen dogmatischen Züge Baudissins und dessen missionarischen Eifer bei der Umsetzung dieser Führungsphilosophie verweist, verdeutlicht er zunächst, welche Relevanz individuelle Persönlichkeitsmerkmale für den Verlauf historischer Prozesse haben können. Das gilt aber auch für diejenigen militärischen Vorgesetzten, welche den vorgelegten empirischen Befunden zufolge oft große Probleme mit der Inneren Führung hatten. Tragische Unglücksfälle wie etwa an der Iller, als 15 junge Soldaten 1957 ihr Leben verloren, stellten zwar eine Ausnahme dar. Gleichwohl herrschte in der Menschenführung der Bundeswehr oft eine Wirklichkeit, die sich kaum am Neuen sondern vielmehr am Vergangenen orientierte. Das lag zum einen an den vor 1945 liegenden Prägungen der militärischen Führer. Nicht jedem war es gegeben, ein »militärischer Visionär und Avantgardist« zu sein. Zum anderen aber sind die Verwerfungen auch den strukturellen Rahmenbedingungen zuzuschreiben, wie unzureichend gebildeten Offizieren, unzulänglicher Ausrüstung und ungenügenden Ausbildungsmöglichkeiten. Die Wirksamkeit von Baudissins Impulsen trat flächendeckender erst ein, nachdem er aus dem aktiven Dienst ausgeschieden war. Offenbar bedurfte es äußerer Anstöße, das Binnengefüge der Armee nachhaltiger zu modernisieren. Gesellschaftliche Umwälzungen und ein politischer Machtwechsel erzwangen um 1970 eine zweite Reform der Bundeswehr.

Verschiedentlich ist darauf hingewiesen worden, dass die Innere Führung auf die Kriegstüchtigkeit jedes einzelnen Soldaten und der Streitkräfte insgesamt abzielte. Doch welche Vorstellungen von einem Krieg verbargen sich dahinter eigentlich? Im Angesicht des militärtechnologischen Fortschritts, wie er im Abwurf zweier Atombomben 1945 auf japanische Städte dramatischer und grausamer nicht hätte inszeniert werden können, bestimmte zur Entstehungszeit der Inneren Führung dann auch weniger der konventionelle Kampf, sondern vielmehr die Atomwaffe das Kriegsbild. In dem Maße, wie die westdeutsche Sicherheitspolitik insgesamt einen Lernprozess hin zur Bündnisintegration unter den Bedingungen nuklearer Vernichtungskapazität durchschritt, zeichnete sich auch bei Baudissin ein Entwicklungsprozess ab. *Frank Nägler* erörtert diesen wichtigen Faktor im Bogen zweier wenige Jahre auseinanderliegender Texte. So behandelte Baudissin 1954 in seinen Überlegungen zum künftigen deutschen Soldaten dessen Kriegstüchtigkeit und die Schlagkraft der

westdeutschen Armee im Zeichen eines noch führungsfähigen, überwiegend konventionell ausgelegten Krieges. Freilich ausgehend von dessen Grenzenlosigkeit als einem alle Lebensbereiche erfassenden ideologischen Ringen zweier gegensätzlicher Weltanschauungen im »permanenten Bürgerkrieg«. Vor dessen Austrag in einem »heißen« Krieg sollten Atomwaffen abschrecken. Die personelle Zurüstung darauf stand in Abhängigkeit von der freiheitlichen Binnenverfassung der Bundeswehr. Soweit die Atomwaffe über ihre Abschreckungsfunktion hinaus sich argumentativ gegen störende herkömmliche Begründungen des Soldaten wenden ließ, zeigte sich Baudissin auch nicht abgeneigt, das Potential der Atomwaffen für seine Vorstellung vom Staatsbürger in Uniform zu nutzen. Die nuklearen Bedingungen schienen seiner Forderung nach einem selbstständig agierenden Soldaten auf einem unübersichtlichen Gefechtsfeld entgegenzukommen. Als er jedoch die möglichen Folgen eines Atomkrieges realisierte, begann er umzudenken.

Zweifellos beherrschte die Angst vor einem zukünftigen Nuklearkrieg auch die Stimmung in der Bevölkerung erheblich. Die Erinnerung an einen Krieg, dessen Folgen nach über einem Jahrzehnt trotz des Wohlstandes kaum überwunden waren, wogen schwer. Im Slogan vom »Kampf dem Atomtod«, den sich die politischen Gegner der atomaren Rüstung auf die Fahnen geschrieben hatten, kam diese Furcht vor den tödlichen Folgen in der zweiten Hälfte der 50er Jahre öffentlich wirksam zum Ausdruck. Noch unmittelbarer als diese Revolutionisierung der Kriegführung mochte viele Bundesbürger zu Beginn der Wiederbewaffnung aber vielleicht die Frage beschäftigen, was man denn eigentlich unter einem Staatsbürger in Uniform zu verstehen habe. Weil die westdeutsche Aufrüstung und die Organisation des militärischen Binnenverhältnisses eine öffentliche Angelegenheit ersten Ranges war, weist *Wolfgang Schmidt* darauf hin, dass im Angesicht einer zunehmenden Vergesellschaftung von Politik den Massenmedien als Mittler dieses Prozesses entscheidende Bedeutung zukam. Wie die Innere Führung insgesamt, bewegte sich das Bild des Staatsbürgers in Uniform sowohl in der Außen- als auch Binnenperspektive grundsätzlich vor der Folie der deutschen militärischen Vergangenheit. Deshalb suchte die Bundeswehr als handelndes Subjekt innerhalb der westdeutschen Mediendemokratie gerade den Reformaspekt im modernen Medium Film und Fernsehen zeitgemäß zu kommunizieren. Ein Beispiel hierfür ist die Nutzung eines von Baudissin angeregten Animationsfilms für die streitkräfteinterne Vermittlung von Innerer Führung. Der avantgardistische, in expressiven Formen gestaltete Film passte im Übrigen auch zum persönlichen Lebensstil Baudissins. Über seine Frau war er in den 30er Jahren mit der zeitgenössischen bildenden Kunst in Berührung gekommen. Von ihrem künstlerischen Mentor, Gerhard Marcks, einem der wichtigsten deutschen Bildhauer des 20. Jahrhunderts, besaß er einen 1944 als künstlerische Jahresgabe gefertigten Linolschnitt. Seit Beginn der Tätigkeit im Amt Blank hing dieser hinter seinem Schreibtisch. Das Blatt stellte vordergründig zwei miteinander ringende

Männer dar. Bei näherem Hinsehen erkannte man, dass die verschlungenen Körper Hakenkreuz und Hammer und Sichel zugleich ausbildeten. Mithin eine symbolische Mahnung an die totalitären Gewalten der Zeit, derer sich die Demokratie zu erwehren hatte.

Dass die DDR und ihre Nationale Volksarmee in der Bundeswehr unter den Bedingungen der Blockkonfrontation und ihrer politisch-ideologischen Fundierung kaum Gutes zu erkennen vermochten, erscheint wenig aufregend. Weil die westdeutschen Streitkräfte in den Augen der ostdeutschen Herrschaftselite als aggressionsfähiger und -bereiter Teil des imperialistischen Systems der NATO gegen den real existierenden Sozialismus gerichtet waren, ging von ihnen eine beständige Gefahr für den Frieden in Europa aus. Freilich diente diese Perzeption als wichtige Grundlage dafür, die eigene Macht und die eigenen militärischen Anstrengungen legitimieren zu können. Insoweit wurden alle Entwicklungen in der Bundeswehr penibel analysiert. So auch die Innere Führung, über deren intensive Beachtung *Rüdiger Wenzke* ein facettenreiches Bild zeichnet. Während man Baudissin in den 50er und 60er Jahren auch ob seiner Vergangenheit noch als einen »würdigen Apologeten des deutschen Militarismus« bezeichnete, galt er später gegenüber den »Bonner Ultras« als einer der »klügeren«, moderneren Fachleute. Das hing v.a. damit zusammen, dass die NVA kurzzeitig überlegte, den lange als Phrase betitelten Begriff des Staatsbürgers in Uniform selbst zu benutzen und ihn mit den von der DDR-Volksarmee in Anspruch genommenen fortschrittlichen Traditionen aus der deutschen Militärgeschichte zu verbinden. Trotz dieses Intermezzos bewertete man die Innere Führung grundsätzlich als ein komplexes Manipulationssystem. Dass dieses Ideal freilich die bessere Alternative anbot, zeigte sich 1989/90, als die NVA im Gefolge des gesellschaftlichen Umbruchs versuchte, die inneren Verhältnisse der Armee zu demokratisieren und zeitgemäße Formen moderner Menschenführung zu etablieren. Ihre Wirksamkeit zeigte sich nun gerade im offenen, fairen und kameradschaftlichen Umgang, den die Bundeswehrangehörigen bei der Auflösung der NVA an den Tag legten. Mehr noch entsprach es den Grundvoraussetzungen einer Armee in der Demokratie, auch zahlreichen ehemaligen Soldaten aus dem Lager des ehemals potentiellen Gegners den Eintritt in die Bundeswehr zu ermöglichen und somit zum sozialen Frieden beizutragen.

Wer diese spezifische, ereignisgeschichtliche Wirkung bilanzieren will, der kann den Anteil der Inneren Führung an der »Armee der Einheit« vermutlich nicht hoch genug einschätzen. Die entscheidende Bestimmungsgröße unterhalb der übergeordneten sicherheitspolitischen Zusammenhänge war tatsächlich die freiheitlich-demokratische Grundordnung mit ihrem ethisch begründeten Menschen- und Gesellschaftsbild als Grundlage des inneren Gefüges der Streitkräfte. Darauf richtet sich auch der Blick von *Claus von Rosen*, der sehr grundsätzlich die Frage nach Erfolg oder Scheitern der Inneren Führung stellt. Er wählt dazu einen ungewöhnlichen, weil unhistorischen Zugang über Schriften und Äußerun-

gen Baudissins. Diese stammen überwiegend aus dessen Zeit nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst. Jene knapp zwei Jahrzehnte währende Periode, in der sich Baudissin mit Fragen einer sich wechselseitig bedingenden Friedenswahrung und Sicherheitsvorsorge vornehmlich innerhalb des akademisch-universitären Bereichs befasste. Zunächst Lehrbeauftragter an der Universität Hamburg, gründete er dort 1971 das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik. Dabei hielt er immer auch Rückschau auf die Innere Führung der Bundeswehr. So warnte er etwa beständig vor Gefahren einer falschen Traditionsübernahme ohne Bezug zu den Werten der Freiheit, des Rechtsstaates und der Menschenwürde. Dabei bot er weniger Rezepte, sondern eher grundsätzliche, offene Lösungsmöglichkeiten an. Es ging ihm um die politische Auseinandersetzung innerhalb des freiheitlichen Normengerüsts, mithin um eine staatsbürgerliche Kultur beständiger Reflexion als einer Voraussetzung für in die Zukunft gerichtete Veränderungen.

Die Herausgeber sind sich bewusst, mit diesem Sammelband nur ausschnitthaft dem Wunsch nach einer integrierten, kritischen und zeitgeschichtlich komplexen Sicht auf Leben und Schaffen von Wolf Graf von Baudissin entsprechen zu können. Trotz vielfältiger Betrachtungen Baudissins als Christ, Kämpfer für den Frieden und demokratischem Soldaten bleibt nach wie vor die Forderung nach einer erschöpfenden Gesamtbio-graphie. Nur diese könnte ein vertieftes, facettenreiches Gesamtbild eines Soldaten zeichnen, der unter den Einflussgrößen seiner Epoche wie kaum ein anderer so konsequent und radikal das Militär in Deutschland modernisiert hat. Hierfür entscheidende weitere Aspekte wären etwa aus seinem Wirken als deutscher General bei der NATO in Fontainebleau, Paris und Casteau zu gewinnen. Aus Selbstzeugnissen jener Zeit geht zwar hervor, dass er sich mit diesen Verwendungen doch etwas ins Abseits geschoben sah. Ein Einwirken auf die Bundeswehr und dabei besonders auf die weitere Entwicklung der Inneren Führung wurde schwieriger. Immerhin aber nahmen diese Jahre die Hälfte seiner Dienstzeit in der Bundeswehr ein. Und sie spielten sich in einer für das Bündnis schweren Phase politischen wie strategischen Umbruchs ab. Dabei bedarf sein Einfluss auf das Anheben der nuklearen Schwelle im Zuge des Heranführens der Vorneverteidigung an die innerdeutsche Grenze ebenso der weiteren Erforschung wie seine militärdiplomatischen Fähigkeiten als Kommandeur des NATO-Defence College. Möglicherweise liegt hierin ein weiterer Schlüssel, um das friedenspolitische Engagement des späten Baudissin im Rahmen der wissenschaftlichen Lehre in den 70er und 80er Jahren besser einordnen zu können. Dieses fiel in eine Zeit tiefgreifender sicherheitspolitischer Umwälzungen und damit verbundener gesellschaftlicher Verwerfungen. Ein Beziehungsgefüge, das hier leider ebensowenig berücksichtigt werden konnte, wie der Blick auf den privaten Baudissin.

Diese Einführung begann mit einem Abschied. So soll sie auch schließen. Generalinspekteur Ulrich de Maizière, langjähriger Partner bei der Durchsetzung der Inneren Führung, wusste, welcher Rang Baudissin

unter den Soldaten zukam. In seiner Rede zu dessen Verabschiedung aus dem aktiven Dienst am 19. Dezember 1967 in Koblenz ging er darauf ein:

»Sie haben beweisen dürfen, dass Sie nicht nur ein Fachmann, ein ›Experte‹ der Inneren Führung sind, sondern auch eine operative Begabung, die bei uns so selten ist. Ein breit angelegter Soldat also, der auf allen Führungsgebieten Impulse zu geben und neue Ideen zu entwickeln in der Lage ist. Sie repräsentieren gerade auch in Ihrer integrierten Verwendung das Bild des modernen Offiziers«.

Streitkräfte und Demokratie sind seit über fünfzig Jahren in Deutschland kein Gegensatzpaar mehr. Das ist auch und gerade Wolf Graf von Baudissin zu verdanken. Angesichts seiner Rolle bei der Entwicklung des geistigen, ethischen und moralischen Fundaments der Inneren Führung zählt er zu den bedeutendsten deutschen Soldaten des 20. Jahrhunderts.

Jürgen Förster

Wolf Graf von Baudissin in Akademia, Reichswehr und Wehrmacht

Der Tag, an dem Graf Baudissin zum ersten Mal die Schwelle zu historischer Bedeutung überschritt, liegt zwar erst im Herbst 1950. Aber der ehemalige Major i.G. wäre nie in den Kreis jener fünfzehn Offiziere der Wehrmacht berufen worden, die sich am Abend des 5. Oktober im Auftrag des Bundeskanzlers heimlich im Eifelkloster Himmerod trafen, wäre er nicht mit anerkannten, noch lebenden Hitlergegnern wie Carl-Hans Graf von Hardenberg-Neuhardenberg und Axel Freiherr von dem Bussche-Streithorst befreundet gewesen¹. Auch sie hatten, wie Baudissin selbst, im Potsdamer Infanterieregiment 9 gedient.

Da Baudissin sich nur ein einziges Mal öffentlich daran erinnerte, wie er wurde, was er war², bleibt dem Historiker nichts anderes übrig, als dem dünnen überlieferten Gerüst persönlicher Daten durch den Vergleich mit Lebensläufen anderer Reichswehroffiziere etwas mehr Stabilität zu verleihen. Auch ein Blick auf den militärgeschichtlichen Kontext der Weimarer Republik und des Führerstaates Adolf Hitlers kann helfen, die bestimmenden Faktoren von Baudissins Lebenswelt vor und nach 1933 zu definieren. Zu dieser Lebenswelt gehört nämlich neben adligem Habitus und Mentalität, sorgfältiger Erziehung im Elternhaus und humanistischer Schulbildung auch eine jahrelange elitäre militärische Sozialisation durch Regiment, Kriegsakademie und Generalstab. Die lange Dienstzeit hat Baudissins »angeborene, selbstverständliche Pflicht [...] geweckt, gefordert und mit Erfahrungen unterbaut«³. Weitere prägende Einflüsse waren Auslandsaufenthalte, akademische Studien, seine fast gleichaltrige, weltläufige, künstlerisch begabte Freundin und spätere Frau, Dagmar Burggräfin zu Dohna-Schlodien, sowie die lange Kriegsgefangenschaft in Australien.

Da persönliche Erinnerungen an die Zeit von 1907 bis 1947 kaum mehr vorhanden sind – 2006 starben z.B. mit Johann-Adolf Graf von Kielmansegg und Ulrich de Maizière zwei langjährige Weggefährten von Baudissin – und Geschichtsbewusstsein mehr und mehr durch aktuelle Fernsehserien und Jahrestagfeiern erzeugt wird, ist die öffentliche Meinung auf dem besten Wege, auch in Baudissin »mehr zu sehen, als er in Wirklichkeit war, wenn auch sicherlich nicht mehr, als er verdient«⁴. Deshalb huldigt dieser historische Beitrag nicht dem Grundsatz, über tote

Generale so viel Gutes auszusagen, »daß die gewiß auch fehlerhaften Züge eines Verstorbenen im Lichtstrahl der ihm nachgerühmten Tugenden völlig verschwinden«⁵.

Wolf Stefan Traugott Graf von Baudissin wurde am 8. Mai 1907 als einziges Kind eines Verwaltungsjuristen aus altpreußischer Familie und der Tochter eines pommerschen Großgrundbesitzers in Trier geboren. Kindheit und Jugend verbrachte Baudissin allerdings nicht am westlichen Rand der Rheinprovinz, sondern in Westpreußen, »im tiefsten Ostelbien«, wie er einmal sagte. Baudissins evangelischer Vater war zunächst Landrat im katholisch geprägten Neustadt (am nordwestlichen Rand des Regierungsbezirks Danzig), dann von 1920 bis 1924 Regierungspräsident im evangelischen Marienwerder. Während der Landrat als staatlicher Beamter vom preußischen König ernannt wurde, war der Regierungspräsident Chef einer weitgehend monokratisch organisierten Behörde. Ferien auf dem Gut des Großvaters (mütterlicherseits) von Borcke genoss Baudissin besonders, denn dort unterwies »der Kutscher Julius den Jungen im Reiten, Fahren und in der Pferdepflege und lehrte ihn, mit der Flinte umzugehen«⁶. Das Ende der vom preußischen Beamtenethos bestimmten Erziehung im elterlichen Hause fiel im Ersten Weltkrieg mit dem Steckenbleiben der deutschen Offensive im Westen zusammen. Ab Herbst 1914 besuchte Baudissin nämlich die Vorschule des humanistischen Gymnasiums in Neustadt, bevor er Ostern 1916 echter Gymnasiast wurde. In seiner Abschiedsvorlesung an der Universität der Bundeswehr 1986 in Hamburg erinnerte sich der General und Professor an die »kaum mehr begreifliche Begeisterung der ersten August-Wochen 1914«. Sie sei allerdings »bald tiefer Betroffenheit und Trauer [gewichen], als Meldungen von gefallen Verwandten und Freunden eintrafen«⁷. Nach einer Stippvisite im pommerschen Kolberg wechselte Baudissin Ostern 1921 an das humanistische Gymnasium in Marienwerder, wo er 1925 auch Abitur machte. Zu jener Zeit war Baudissins Vater wegen politischer Differenzen mit seinen Vorgesetzten Ernst Siehr in Königsberg und Carl Severing in Berlin bereits seines Amtes enthoben. Anfang November 1925 immatrikulierte sich der Sohn an der Juristischen Fakultät der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität⁸. Damit hatte Baudissin den Weg eingeschlagen, den bereits sein Vater gegangen war. 1925/26 war Berlin eine pulsierende Großstadt mit über 4 Millionen Einwohnern. Politisch war Berlin eine Hochburg republikanischer Gesinnung, in der die Arbeitslosigkeit trotz der allgemeinen wirtschaftlichen Erholung auf einem hohen Niveau blieb. Die Universität konnte mit einer Vielzahl angesehener Professoren aufwarten. Als Anfänger wird Baudissin wahrscheinlich im Wintersemester 1925/26 die Veranstaltungen der Herren Kahl (Einführung in die Rechtswissenschaft) und Nussbaum (Grundlinien des bürgerlichen Rechts, für Juristen und Nationalökonomern) besucht haben. Vielleicht schaute er mal bei Prof. Hugo Preuß (Die Leitgedanken der Reichsverfassung von Weimar) oder bei seinem Verwandten, dem Theologieprofessor und ehemaligen Rektor Wolf Wilhelm Graf von Baudissin (Erklärung ausgewählter